



Wiederhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 165.

Dienstag, 19. Juli

1927.

(5. Fortsetzung.)

Grit und die Drei.

Roman von Curt Seibert.

(Nachdruck verboten.)

„Warum läßt man das alles so verkommen?“ fragte sie. „Es war die erste Frage, die sie an ihn richtete.

„Verkommen? Sie sind im Irrtum, das geschieht mit voller Absicht. Was sollen wir mit den Seen machen? Darin baden? Oder Kahn fahren? Dazu hat hier niemand Zeit. Aber, wenn wir sie lassen, wie sie sind, dann züchten wir hier Sumpfhühner, Schnepfen, Wildgänse und ähnliches Getier.“

„Zu welchem Zweck?“

„Zum Abschießen und Aufessen.“

„Ach so!“

Sie mußte lachen, und Ehrngruber lachte auch, aber er lachte nicht herzlich, er lachte wie ein Schuljunge, der dreimal eine falsche Antwort gegeben hat und nun froh ist, den Lehrer befriedigt zu haben.

„Wollen wir nicht mal galoppieren?“ fragte sie plötzlich und begann ihr Pferd anzutreiben.

Ehrngruber war mit einem Satz an ihrer Seite.

„Geben Sie acht!“

Aber es ging wundervoll, sie jagten durch den Wald auf schmalen, weichen Pfaden, man hörte nichts als das dumpfe gleichmäßige Stampfen der Hufe und das leise Keuchen der Tiere. Nie hatte sie gewußt, daß Reiten etwas so Wunderschönes sei, und sie gab nicht nach, bis sie aus dem Walde herauskamen und nun in gestrecktem Galopp eine Anhöhe hinaufjagten. Oben angekommen hielten sie, sie klopfte ihrem Fuchs den Hals und gab ihm gute Worte.

„Haben Sie Jäger mitgenommen?“ fragte er.

Als sie verneinte, griff er in die Tasche und reichte ihr ein paar Stühle, die sie weit vornübergebeugt dem Tier hinhieß, das sie eifrig erschnappte. Drunten im Wiesgrund sah man ein paar Leute bei der Arbeit, Ehrngruber erkannte, daß sie zum Gut gehörten, und bat um Verzeihung, er müsse einen Moment hinunter, den Arbeitern etwas anweisen. Ob sie sein Pferd so lange halten wolle? Sie nahm die Trense seines Braunen und wartete, während er in langen Sprüngen den Abhang hinunterlief. Da hörte sie eine Stimme an ihr Ohr schallen.

„Sie halten Grenzwacht, Gnädigste?“

Ein Reiter hielt vor ihr, dem sie den Weg versperrte, ein eleganter großer Mann auf einem herrlichen Falben. Sie sah ihn unverwandt an, doch ohne ein Wort zu sagen.

„Ich habe noch nicht das Vergnügen gehabt, Sie kennen zu lernen“, sagte er mit einer klaren metallischen Stimme, die nicht unangenehm berührte, „gestatten Sie, daß ich mich vorstelle: Paul Makkentin.“

Als er den Hut lüftete, sah sie, daß er einen gutgeformten, feingeschnittenen Kopf hatte, den Scheitel an den Schläfen und seitlich über den ganzen Schädel gekämmtes Haar. Sie war gar nicht überrascht, ihn hier zu treffen, ja sie hatte fast angenommen, daß er es sein müsse, und sie war nicht unangenehm berührt von seiner Erscheinung, aber sie neigte nur leicht das Haupt, ohne ein Wort zu erwiedern.

Das also war der Mann, der Bert Alcolm so schlecht behandelt hatte? Eigentlich sah man ihm das gar nicht

an. Er schien übrigens gut über sie orientiert zu sein, vielleicht kannte er Ehrngruber, jedenfalls schien er zu wissen, wer sie war, denn er fragte ohne Umschweife, ob es ihr hier auf dem Lande gefalle, ob sie sich nicht einsam fühle und ob sie nicht lieber wieder zurück in das Leben und Treiben der Stadt wolle? Es könne doch für eine so ausnehmend hübsche und intelligente Frau nicht schwer sein, auch dort eine passende und ansprechende Beschäftigung zu finden. Sie gab keine Antwort, sondern sah sich nach ihrem Begleiter um, der gerade wieder den Hang herausgekommen zu sein schien, denn er stand in einiger Entfernung, eilte aber sofort herbei, als sie ihn ansah.

Makkentin wendete sein Pferd und ritt grüßend von dannen, ohne ein Wort hinzuzufügen. Auch sie ritten jetzt zurück.

„Wissen Sie, wer das war?“ fragte Ehrngruber eifrig.

„Nein, wie soll ich die Leute hier kennen, die einem in den Weg reiten?“

„Das war Herr Makkentin.“

„Sie macht ein hochmütiges Gesicht.“

„So? Das war Herr Makkentin?“

Weiter nichts, und sie tat, als interessiere sie der Herr nicht im geringsten. Ehrngruber aber schien, als habe sie sehr wohl gewußt, wer der Mann war und als sei sie gar nicht gleichgültig ihm gegenüber. Und er blieb einsilbig und wortkarg, bis er sie wohlbehalten wieder im Gutshof abgeliefert hatte.

Kreuzfener.

Als Bert Alcolm Rita erblickte, hatte er einen Moment den Gedanken: Umlehren auf der Stelle, nur hinaus aus diesem Haus, ehe es zu spät ist. Das Gefühl, man wolle ihn einsangen, zwang sich ihm mit Macht auf, und die ersten Eindrücke sind bekanntlich immer die besten.

Doch als sie nun auf ihn zukam, jung, hübsch, elegant, strahlend in ausgelassener Laune, da konnte er wieder nicht zurück, konnte nicht fortgehen, mußte ihr die Hand geben, so tun, als lerne er sie eben erst kennen, mußte Platz nehmen und sich unterhalten mit zwei Menschen, die ihm im Augenblick so völlig fremd waren, daß er vor sich selbst erschrak.

Später, in der Bank, ließ er sich die Bücher geben und vertiefte sich einige Stunden hinein. Da vergaß man am besten.

Er sah bald als erfahrener Kaufmann, daß es um die Firma Reinhold Amberg nicht zum besten stand und daß manche riskante Geschäfte in letzter Zeit gemacht worden waren, die ebenso gut hätten schief gehen und zum Bankrott führen können.

Als er Herrn Amberg seine Meinung freimütig darüber sagte, meinte der, es seien schwere Zeiten, und man müsse ab und zu auch mal was riskieren, aber er sei eben ein alter Mann, und er freue sich, in ihm eine junge, tüchtige Kraft gewonnen zu haben, die derartige Todesritte, wie er sich ausdrückte, vermeiden werde.

Am Nachmittag verreiste Herr Amberg auf eine

Woche, er wolle einen alten Freund besuchen, mit dem er wichtige Transaktionen vorzunehmen habe, sagte er. Alcolm fiel auf, daß er eben erst gesagt hatte, er sei ein alter Mann und wolle sich quasi langsam vom Geschäft zurückziehen, und nun hatte er wieder große Pläne im Kopf. Aber diesmal behielt er seine Weisheit für sich.

Das Bureau schloß um fünf, er klappete die Bücher zu, nahm Hut und Stock und trat auf die enge Gasse, die sich Mittelstraße nannte.

Draußen wartete Rita auf ihn.

„Sie sind überrascht?“ fragte sie schelmisch.

„Durchaus nicht, ich hatte mir gedacht, daß Sie hier wären. Sicher wollen Sie Ihren Herrn Vater abholen, aber leider muß ich Ihnen mitteilen . . .“

Sie hing sich ohne Umschweife in seinen Arm.

„Dummer Mann Sie“, sagte sie, „mein Vater ist verreist, das weiß ich so gut wie Sie. In meinem Leben bin ich noch nicht hier gewesen, ihn abzuholen. Auf Sie warte ich, fühlen Sie das nicht?“

Wie ein heißer Strom zuckte es durch seinen Körper, die Wärme ihrer weichen Haut teilte sich der seinen mit, unwillkürlich drückte er ihren Arm fester und mußte im Moment an eine Postkarte denken, die er am Vormittag erhalten hatte und auf der ihm das Detektivbüro mitteilte, daß es leider immer noch nicht gelungen sei, den Aufenthaltsort von Fräulein Margarete Hejermanns ausfindig zu machen.

Sie dirigierte ihn durch mehrere Straßen, und auf einmal standen sie vor den Schaufenstern der Firma Viegang, welche für Herrenmoden tonangebend war.

„Was wollen wir hier?“

„Eine Krawatte ersteilen, die Ihre ist schauderhaft. Verzeihen Sie den harten Ausdruck, aber es ist so.“

Bert betrachtete seinen blauen Schlips mit roten Tupfen, den er stets für besonders schön gehalten hatte, aber er war nie mit der Mode ganz gleichauf gewesen, und wenn sie es sagte, mußte es wohl so sein. Rita schien bekannt zu sein in dem Geschäft, sie bemühte zwei Verkäuferinnen zur gleichen Zeit, ließ sich zahllose Krawatten vorlegen und wählte lange und mit großer Sachkenntnis. Woher sie das hat, dachte Bert, ihr Vater trägt doch nur recht verbotene Sachen. Endlich hatte sie eine gefunden, die sie für gut befand, er mußte hinter eine Wand treten und sie sofort umbinden. Allerdings, das mußte er zugeben, Geschmac hatte sie, denn sein alter Schlips hielt mit dieser Krawatte keinen Vergleich aus.

Bert hatte nie darauf geachtet, was er trug, sie fand ihn immer schön, aber schließlich war er doch kein Gott und brauchte auch Garderobe, um liebenswert auszusehen.

Allerdings war die neue Krawatte auch erheblich teurer, als die alte im Dutzend gewesen war, doch das war jetzt egal. Der Kavalier schweigt und zahlt, hatte Müllers Emil in der Schule immer gesagt, und der mußte es ja wissen. Als sie den Laden verließen, hatte er das Gefühl, vorher nicht menschenwürdig ausgesehen zu haben, und er war Rita direkt dankbar, daß sie ihn mit Gewalt gezwungen hatte, sein Äußeres zu verschönern.

„Ich möchte schrecklich gern mal Ihre Wohnung sehen“, sagte sie plötzlich auf der Straße. „Ich habe noch nie gesehen, wie ein Junggeselle wohnt.“

Wenn sie ihm das vor acht Tagen gesagt hätte, würde er auf der Stelle die Beziehungen zu ihr abgebrochen und sie verlassen haben. Jetzt war ihr Einfluß bereits groß genug, daß er gar nichts mehr dabei fand und nur einen Moment überlegte, ob auch aufgeräumt sei.

„Vielleicht nehmen wir auch ein paar Stücke Kuchen mit. Ich lasse dann eine Tasse Kaffee kochen“, schlug er vor.

„Sie dürfen auch zwei Tassen kochen lassen, aber ich komme nur mit, wenn Sie mir versprechen, heute bei uns zu Abend zu essen.“

„Aber Ihr Herr Vater ist doch verreist?“

„Nun, was schadet das? Glauben Sie, ich habe Angst vor Ihnen? Vor Ihnen? Da kennen Sie mich schlecht!“

Und sie ballte ihre kleine Faust und hielt sie ihm lachend vor die Nase, während ihre schwarzen Augen sich schnell und tief in die seinen bohrten.

Die beiden Zimmer, die Bert bewohnte, erwiesen sich als besuchsfähig. Sie waren bis in die letzten Ecken ausgeräumt. Rita klatschte in die Hände.

„Ach, haben Sie's hier nett!“

Sie setzte sich auf jeden Stuhl, warf sich auf die Chaiselongue, klipptete ein paar Takte auf dem Klavier, deckte zwischen durch den Tisch, nahm der Wirtin den Kaffee ab und wirtschaftete umher, als wohne sie seit Jahren hier.

Bert blieb erstaunt auf dieses Mädchen. Wie ganz anders war sie als Grit, die man lieben mußte, ja, die man allein lieben konnte. Aber Rita war begehrswert, ja, das war das richtige Wort, man konnte sie nicht lieben, man begehrte sie. Und als habe sie seine Gedanken erraten, sprang sie plötzlich auf ihn zu, stellte sich, die Arme auf den Rücken verschränkt, daß ihre Gestalt sich straffte, vor ihm auf, trat ganz dicht an ihn heran. Sie berührten sich. Leib an Leib standen sie, ihre Augen leuchteten, starrten in die seinen hinein, rieben, fragten: Nun? Wird's bald? Willst du mich nicht nehmen? Siehst du nicht, wie ich dir entgegendoringe? Ihr Mund glühte, bebte, leicht geöffnet . . .

Da packte er sie mit wilder Gewalt, daß sie aufschrie vor Schmerz, ließ sich füßen, läßt wieder, packte seinen Kopf, zog ihn zu sich hinab, tief, tiefer, daß er mit ihr umzufallen glaubte, und riß sich plötzlich los, leuchend, aufatmend, stieß ihn zurück, wich zurück, rief:

„Was — hast du getan?“

Von ihm aber war jetzt der Bann gewichen, der auf ihm gelegen hatte. Er lachte nur und nahm sie wieder und wieder in den Arm und küßte sie, bis ihr der Atem verging und bis sie erschöpft auf einen Stuhl sank.

„So bist du?“ lachte sie erstaunt, „stille Wasser sind tief!“

Dann tranken sie Kaffee, wie sittsame Kinder, lachten sich an und sagten sich liebe Dinge ins Ohr . . .

Und am Abend, als er in ihrer Wohnung erschien, war sie in großer Toilette, in der Ecke am Kamin war ein kleiner Tisch mit zwei Gedekken aufgestellt, er sah den Selt auf Eis und den Kaviar im Block stehen. Sie saßen schweigend zuerst, dann sagte sie ganz unvermittelt:

„Hast du dich eigentlich nie gewundert, daß gerade mein Vater dir eine Stelle anbot?“

„Als er zu mir kam, wußte ich noch nicht, daß es dein Vater war, aber als ich dich sah, war ich sehr überrascht.“

„Ja, denke dir, das war recht seltsam, und das muß ich dir unbedingt erzählen. Wir hatten uns kennengelernt, und ich wußte, daß dir das Unglück passiert war. Ich glaubte an deine Unschuld und wollte dir gern helfen, und da Vater jemand wie dich gut gebrauchen konnte, schlug ich ihm vor, dich zu engagieren. Und als ich ihm das sagte, war er sofort einverstanden. Ich hatte mit seinem Widerstand gerechnet und mich auf einen kleinen Kampf direkt gefreut, er aber meinte, auch er habe schon daran gedacht, dich zu nehmen, da du ihm leid tätest und sicher unschuldig warst.“

„Zwei Seelen und ein Gedanke“, lachte er, aber er glaubte kein Wort von dem, was sie sagte.

Frauen wie Rita müssen ab und zu lügen oder müssen immer lügen, es freidet sie gut, sie brauchen es, warum sollen sie es also lassen? Sie ist reizend, wenn sie Dinge erzählt, die sie selbst nicht glaubt, dachte er, aber in erster Linie ist sie reizend.

Nachdem er umständlich die dritte Flasche Selt aufgemacht hatte und der Pfropfen knallend gegen die Decke gesprungen war, begann sie sich behaglich auf dem Divan auszustrecken, sie lag da wie eine Katze, die darauf wartet, daß man sie kraut und ihr das Fell streicht, die kraulen kann, aber die Krallen eingezogen hat . . .

(Fortsetzung folgt.)

Ein Heiratsantrag.

Von Hermann Bode.

„Ich habe keine zusammenhängenden Gedanken, sie hängen aber alle zusammen an Ihnen,“ schrieb einst Goethe an Frau von Stein. Und so hatte eben Gerd Hanstein an Fräulein Helene geschrieben — mit großen Buchstaben auf feinstes Papier. Noch viel mehr fügte er hinzu, schüttete sein Herz aus — vier Seiten hindurch.

Keine leichte Arbeit — ein Heiratsantrag! Doch nun lag er fertig da. Gott sei Dank! Gerd atmete bestreit auf.

Als er die Seiten überlas, erschienen sie ihm albern. Wieder zerriss er nervös den Briefbogen, warf ihn in den Papierkorb, der bis zum Rand gefüllt war mit zerstüddelter Sehnsucht.

Wehmütigen Auges betrachtete er den vertrauten Schnabelbehälter. Wie nahe fühlte er sich ihm verwandt — lauter Gegen, durchdränkt mit Liebe. Da vollzog man stets: Liebe, o welches Glück! Nur ein Idiot konnte die Worte erfunden haben.

„Liebe — du schreckliches Unglück! Macht die Menschen verrückt, unsfähig zu jedem ernsten Tun, unsfähig zu klarem Denken.“

Gerd griff aus dem Papierkorb eine Anzahl Liebesbriefe, ballte sie zur Kugel und warf sie der Goethebühne an die Stirn. So respektlos benahm sich der arme Junge.

Goethe, dessen bedeutender Kopf auf dem Bücherschrank thronte, schien zu lächeln, als wolle er sagen: „Auch ich habe in den Wertherjahren Schlimmes durchgemacht; gedulde dich, junger Freund — die Zeit heilt alle Wunden, selbst blutende Herzen.“

Gerd erfasste nichts von den Weisheitsworten, die aus Goethes Augen leuchteten. Er raste im Zimmer umher. Seine gesunde, vierundzwanzigjährige Natur suchte irgendein Etwas, an dem sie Kraft austoben konnte. Da sie nichts weiter vorsand als ein kleines Tischchen, auf dem in einer Vase Blumen-dufteten, schlugen zwei willende Fausten den unschuldigen Tisch in Trümmer, nachdem die Vase an der Wand zerstellt war.

Zerstörung ernüchtert und besänftigt. Auch die große Natur atmet nach einem Gewitter tiefste Ruhe aus. So glätteten sich in Gerd jetzt die erregten Wogen; verklärte er doch nichts anderes als ein winziges Stück echte Natur.

Er zündete eine Zigarette an, ließ sich behaglich in den weichen Klubessel fallen. Den Rauch vor sich hinblasend, begann er nachzudenken. Helene, die um drei Jahre ältere, kluge, stets küh beherrschte Helene — wachte sie eigentlich zu seiner Frau? Er liebte sie. Daran zweifelte er nicht. Den wirtschaftlichen Untergrund einer Ehe konnte er schaffen. Aber — würden sie einander verstehen? Was mochte Helene sagen, wenn er mal eine Blumenvase an die Wand schmiss? Oder mit seinen Fausten einen Tisch auseinanderstößt? ... Er konnte sich nicht vorstellen, daß ein lauwarm abgetönter Ehemann aus ihm hervorwuchs — so ein gemächlicher Stanisburger mit den göttlichen Tugenden steter Ruhe und Beherrschung. Er hasste diese Kerls.

„Rein — er eigne sich nicht für die Ehe. Da hockte man vom Morgen bis Abend zusammen. Jeder Fehler trat ans Tageslicht. Ahnte Helene all seine Schwächen? Nach seinem Benehmen ihr gegenüber mußte sie ihn für einen liebenswürdig gesetzten Menschen halten. Wie abgelaßt und abgemessen sprach er immer in ihrer Gegenwart — genau wie diese Eheonkels. Und der wirkliche Gerd Hanstein! ... Ach du lieber Gott! Rein — er heirate nie ... nie.“

Was sollte er nun schreiben. Helene erwartete sein Geständnis.

„Ich liebe Sie, aber ich heirate Sie nicht.“

Blödsinn.

„Verzeihen Sie, daß ich in meiner Liebe schon zu weit gegangen bin, daß ich in Ihnen Hoffnungen weckte. Bitte, dämpfen Sie ... dämpfen Sie ...“ Unsinn.

„Ich eigne mich nicht zum Ehemann.“

„Halt — ich hab's!“ Gerd sprang vom Sessel auf. Ich werde ihr nichts von Liebe vorräuseln. Ich werde ihr mein wahres Wesen schildern. Dann mag sie entscheiden. Sie wird nein sagen — ohne Zweifel. Viel richtiger, das Nein ging von ihr aus.

„Los! — Die Feder flog über das Papier. Gerd schrieb:

Helene!

„Ich liebe Sie. Schon seit langer Zeit kennen Sie meine Gefühle. Also brauche ich über Liebe nicht mehr zu reden.“

Um so deutlicher muß ich über meine Fehler sprechen, damit Sie entscheiden können, ob Sie meine Frau werden möchten.

„Ich habe schon einen kleinen Tisch entweder geschlagen — aus Liebe zu Ihnen.“

„Ich habe eine Blumenvase an die Wand geprägert — aus Liebe zu Ihnen.“

Ich kann nicht mehr richtig denken. Meine Gedanken laufen bunt durcheinander, schicken Purzelbäume, stehen sich gegenseitig auf dem Kopf, treten sich gegenseitig tot — aus Liebe zu Ihnen.

„Ich kann hundertmal sprechen: Es werde Licht. — Immer steigt nur ein Licht auf ... das sind Sie. Der ganze Rest meines Wesens liegt im Dunkel und in Trümmern.“

In meinem Papierkorb kräuseln sich dreihundvierzig Briefe an Sie — angefangen, zerrissen, wieder angefangen, wieder zerrissen. Ich weiß genau, daß es dreihundvierzig sind. Glücklich habe ich mir gefaßt; sieben bestre ich noch.

„So — nun Schluss!“

Wollen Sie meine Frau werden?

„Es fühlt Ihre Hände“

Gerd Hanstein.

Als Helene den Brief erhielt, brach sie in Tränen aus über soviel Liebe. Schon lange liebte sie ihn, diesen durch und durch echten Menschen mit dem Manneswillen und dem Kinderherzen. Beinahe wäre sie, die für küh Gehaltene, in seine Wohnung gelaufen, hätte sich ihm an die Brust geworfen. Sie tat es nicht.

Sie schrieb — eine feurige lauchende Zusage.

Anekdote aus Florenz.

Von Max Kress.

Im vergangenen September, an einem Abend kurz vor sieben Uhr, und in Florenz verliehen zwei distinguiert gelehrte junge Männer die Pasticceria von Donz u. Ripoli in der Via Tornabuoni. Sie waren erregt und beglückt von ihrer unerwarteten Begegnung, der ohnehin ein gutes Jahr Verhöllenein und Reise vorangesangen war. Der Conte B. segelte noch sonn im Fluss einer reizenden Geschichte; Cesare prägte den Himmel, der dunkel umzogen war; er hatte es eilig. Der andere läufte leicht den Hut. „Ich erwarte dich also um neun Uhr in La Pietra, mein Lieber.“

Cesare nickte. „Übrigens,“ noch einmal drehte er sich auf dem Absatz um, „ich reiste heute früh auf Angelinas Devesche hin, wie ich ging und stand, aus Mailand herüber; die Sache elste ja, und nun fällt mir ein, daß ich sozusagen nach herumlaufe.“

„Ich bitte dich, mein Junge. Selbstverständlich findest du bei mir, was du nur brauchst.“

Sie winkten noch mit den Handschuhen. Und als sie, in entgegengesetzter Richtung, auseinandergingen, wußten sie wie im Einklang ihrer Knabenjahre, jeder für sich den neuesten Refrain.

Hier nun geschah, was an sich natürlich harmlos und keinesfalls ein Katastrophenmoment war, indessen dem Mailänder Kopf und Kragen kosten sollte. Ein Weiß, aerschissen und alt tauchte aus dem Steingewirr der Straße auf, die gerade abgeholt wurde, und hob, mit der utewigen Geste der Not, ihm die Hand gegen den Arm. Das fahle Licht aus einem Teppichgeschäft verzerrte ihr Bild noch. Zur gleichen Sekunde fuhr mit wilden Böen der Regen eines frühen Gewitters in die Straße.

Zwei sehr natürliche Regungenkreuzten sich in Cesare: er wollte sowohl geben, als auch sich schützen. Die Linke griff nach dem Hut, der schon aufzuplatzen und davon wollte; und deshalb auch gins Cesare gedröhnt zehn, zwölf Schritte weiter, während die freie Hand nach Münzen in der Tasche grub. Er fischte eine halbe Lira heraus. ... die Badegeschichte aus Cattolica war übrigens wirtlich nett, dachte er ... und legte das Geldstück auf die ausgestreckte Hand.

Aber diese Hand war schlau, war weiß und nicht vom Wittern verästelt; sie spülte nur eben unter einem leidenden Schirm hervor, obwohl der Regen wieder aufgehört hätte. Die junge Contessina Urtini war recht verblüfft, auf ihrem weißen Handschuh völzlich die halbe Lira als himmlischen Niederschlag zu finden. Zuerst sprang ein Lachen aus ihrem Mund. Aber Ermete Tasca an ihrer Seite, der so wenig wie sie begriff, was dieses seltsame Douceur wollte, sah nichts als eine unerhörte Frechheit darin. Er schnellte gegen Cesare vor und versehrte ihm zwei starke, kurze Schläge ins Gesicht.

Sie standen jedoch schon wieder voneinander getrennt, als der Karabinieri von Santa Trinita heranlief. Die Contessina zitterte wie ein Fohlen, das nach dem ersten Ritt besänftigt werden muß. Als Cesare erklären wollte, stampfte sie auf.

Die Sache hätte in Heiterkeit und Händeschütteln begraben werden können, wenn Tasca Humor besessen hätte oder zwanzig Jahre älter gewesen wäre. So aber reiste ihn die Romantik verlaubter Begriffe zu einer Ritterübung im Gehöls von Cascina. Deshalb steht seit dem Morgen des 28. September im italienischen Adelskalender hinter Cesares Namen das Kreuz: Gestorben. Sozusagen an einer Regenböe, die in die Via Tornabuoni blies.

Haushaltssführung im Sommer.

Neue Freuden, neue Kümmernisse bringt auch der Sommer für die Hausfrau. Die "Freuden" sind vor allem durch die reiche Früchte- und Gemüsesauftafel begründet, die das Haushalten viel einfacher gestaltet, und es ermöglicht, ohne viel Kopfschmerzen größere Abwechslung in den Küchenzettel hinzubringen. Gleichzeitig bedingt aber der Sommer auch eine Erweiterung des Pflichtenkreises der Hausfrau und bringt manche neue Schwierigkeit mit sich, die überwunden werden müssen. Vorbereitung der Küchenvorräte, zeitgemäße Gestaltung des Küchenzettels, Frischherhaltung der Lebensmittel, Kühlhaltung der Zimmer und der Küche, das sind so die typisch sommerlichen Probleme, vor die sich jede Hausfrau gestellt sieht.

Was nun das Einkochen für den Winter anbetrifft, so ist dazu zunächst zu sagen, daß es noch keineswegs "unzeitgemäß" geworden ist, wenigstens nicht in den Fällen, wo man einen eigenen Garten besitzt, dessen Ernte es auszunutzen gilt, oder wo die Familie besonders groß ist, während ein kleinerer städtischer Haushalt in der Tat fast besser weggkommt, wenn er sich in der Winterszeit mit gekauften Konserven aushilft, dies ist kaum teurer und erspart der Hausfrau jedenfalls viel Arbeit. Was nun die praktischen Ratschläge für das Einnachen selbst anbetrifft, so ist an allgemeinen Hauptregeln immer wieder zu nennen: beobachte größte Sauberkeit und Sorgfalt, kaufe nur beste und frischste Ware ein, denn nur dann hast du die Sicherheit, daß sich die eingekochten Sachen auch den Winter über halten. Bei den Arbeiten selbst kann sich die Hausfrau manche Erleichterung verschaffen, indem sie die Arbeiten auf einteilt und rationell mit ihren Kräften umgeht. Für die Einnachearbeiten, wie überhaupt für alle Küchenarbeiten im Sommer gilt, daß sie zweitmägiger Weise, so weit es angeht (beispielsweise die Vorbereitung des Gemüses und des Obstes) ins Freie verlegt werden sollten, in den Garten, wenn dieser vorhanden oder auf den Balkon. Die Hausfrau, die durch die verachtete Sommerarbeit sonst besonders ans Haus gefesselt ist und wenig Gelegenheit hat, die Vorteile der Jahreszeit zu genießen, kann dann wenigstens frische Luft einatmen und leidet weniger unter der Hitze.

Gerade das leichtere weist uns nun auf die andere sommerliche Aufgabe der Hausfrau hin, auf die Kühlhaltung der Wohnungen, eine Aufgabe, die in ihrem eigenen wie im Interesse ihrer Hausgenossen liegt; denn es ist ja bekanntlich eine große Wohltat, wenn man in den Tagen der großen Hitze wenigstens in den häuslichen vier Wänden ein Fleischen findet, das relativ kühl geblieben ist. Dazu, daß dies geschieht, kann aber durch bewußte Maßnahmen manches beigetragen werden. Oberste Regel hierbei ist, daß man an den wirklich heißen Tagen die Fenster tagsüber geschlossen lässt und auch die Vorhänge bzw. Jalousien herunterläßt, um die Sonne abzuhalten. Dafür müssen des Abends, wenn es sich etwas abgekühlt hat, alle Fenster breit aufgemacht werden und möglichst auch alle Türen, damit ein Luftzug entsteht. So weit dies angeht, sollen die Fenster auch die ganze Nacht offen bleiben. Sonst kann man zur Kühlung der Zimmer noch beitragen, indem man sie wiederholt am Tage feucht aufwisch. Aufgestellte Schüsseln mit Wasser und aufgehängte nasse Tücher vermögen die Temperatur auch etwas zu senken, da das verdunstende Wasser der Luft Wärme entzieht. — In der Küche, dem Platz also, wo die Hausfrau sich besonders viel aufzuhalten muß, ist es leider besonders schwer, für eine verhältnismäßig kühle Temperatur zu sorgen, weil dort der brennende Herd im Gegenteil noch zur Erwärmung beiträgt. Da kann nur der Rat gegeben werden, nach Möglichkeit den Kohlengerd wenig zu benutzen und wenigstens für die kleineren Mahlzeiten einen elektrischen oder einen Spiritusofen heranzuziehen. Man kann auch die Zusammenstellung des Küchenzettels so treffen, daß verhältnismäßig wenig gekocht werden muß.

Wenn die Hausfrau dies erstrebt, so kommt sie damit übrigens auch keinesfalls nur ihrem eigenen Bedürfnis entgegen, sondern sie erfüllt die Forderung, die heute allgemein aus gesundheitlichen Rücksichten erhoben wird, daß man gerade die Sommerzeit ausnutzen müsse, um mehr vegetarische und vor allem auch mehr Rohstoff auf den Küchenzettel zu setzen. Und dies wieder ist nicht nur gesund, sondern es kommt dem entgegen, worauf die Menschen meist in den

heissen Wochen Appetit haben. Das wird ja wohl jede Hausfrau schon bemerkt haben, wie im Sommer die Lust ihrer Hausgenossen nachzulassen pflegt; sie kann ihnen dieselben Sachen vorsezten, die im Winter so gerne gesehen wurden, jetzt werden sie, obgleich die gleiche Sorgfalt bei der Zubereitung verwendet wurde, kaum angerührt. Dies gibt manche Bestimmung, denn die Hausfrau sieht es natürlich nicht gerne, wenn ihre viele Mühe sogar keine Beachtung und Gegenliebe findet. Doch Appetit läßt sich nun einmal nicht erzwingen und das einzige, was die Hausfrau tun kann, ist, daß sie sich den besonderen sommerlichen Verhältnissen anpaßt und vorwiegend leichtere Kost bereitet. Also wenig Fleisch (vor allem kein fettes) und dieses wenn möglich gelocht, nicht gebraten, dafür viel Gemüse, Salate und Obst. Gerade durch Obst kann man viel Abwechslung erreichen. Da gibt es z. B. die vielerlei kalten Schalen, Cremes, Buddags, Kompoten. Oder aber man reicht einfach rohes Obst als Nachspeise oder Beeren zu dicker Milch oder gezuckert und mit süßer Milch übergossen. Solche Gerichte werden in der heißen Zeit bestimmt Anklang finden und haben außerdem noch den Vorteil, daß sie bequem und rasch zu bereiten und sehr gesund sind.

Ein schwieriges Problem in der heißen Jahreszeit ist die Aufbewahrung der Speisen, da sich die Bakterien jetzt besonders rasch vermehren und alles sofort in Gärung bzw. in Fäulnis übergeht. Um dem Mißstand, daß man dauernd in der Speisekammer verdorbene Reste vorfindet, zu entgehen, empfiehlt es sich, nur geringe Vorräte einzukaufen und möglichst nur so viel zu kochen, daß alles gleich aufgegessen wird. Für die Vorräte, die aber unentbehrlich sind, seien zur Frischherhaltung folgende Winke gegeben. Hat man einen Eisschrank oder einen leicht erreichbaren Keller, so sind natürlich alle Nahrungsmittel, vor allem Milch, Fleisch, Butter dorthin zu bringen. Stehen diese Hilfsmittel nicht zur Verfügung, dann muß man zu Ersatzmitteln greifen. Ein solches ist z. B. das Ofenloch. Die Butter kann in eine Schüssel mit kaltem Wasser gestellt werden, wobei man das Wasser öfters wechselt. Man kann auch einen irdenen Topf nehmen, diesen anfeuchten und ihn dann über die aufzubewahrende Speise stülpen. Natürlich wählt man auch dann noch einen möglichst kühlen, luftigen Platz. Getränke, Speisen und Suppen kann man kühlen, indem man eine Lösung von 350 Gramm gepulvertem Salmiak auf einen Liter Wasser herstellt und in diese Lösung das Gefäß mit den zu kührenden Sachen hineinstellt. Fleischbrühe hält sich länger, wenn man sie durchsieht, und auf einen Liter eine Messerspitze Kaffron aussetzt. Vor dem Gebrauch muß der sich bildende Schaum weggenommen und die Brühe aufgekocht werden. Ein gutes und bequemes Konservierungsmittel im Sommer ist auch die Zwiebel. Kann man etwa das eingekaufte Fleisch nicht gleich verwenden, dann muß man es in einer schwachen Essiglösung sorgfältig waschen und dann das Fleisch mit Zwiebelscheiben belegen. So hält es sich gut 24 Stunden. Vor dem Gebrauch entfernt man die Zwiebeln und wäscht das Fleisch noch einmal ab, dann bleibt gar kein Zwiebelgeschmack haften. Ähnlich verfährt man bei bereits ausgenommenem Geflügel, hier werden die Zwiebelscheiben auch in das Innere des Geflügels getan. Milch stellt man zweitmägiger Weise in eine Wasser-glaslösung, diese muß jedoch etwa doppelt so stark sein, als man sie zum Einlegen der Eier verwendet. Nur muß man aufpassen, daß die Lösung nicht bis an den Rand des Gefäßes reicht, in dem die Milch enthalten ist. Man kann dieselbe Lösung auch immer wieder verwenden. Klara Meininge.

Kühle Speisen für heiße Tage.

Kalte Milchsuppe mit Ei. Ein Liter Milch wird mit Zunder und Zimtstangen (zwei) zum Kochen gebracht und mit zwei Gelbeimern angequirlt. Um das Gerinnen der Eier zu verhindern, giebt man erst ganz langsam und unter ständigem Quirlen etwas von der kochenden Milch auf den Eiern und erst wenn diese verdünnt ist, kann man sie, nun schon schneller, in den Milchtöpfen zurückgießen. Inzwischen hat man das Weiß der beiden Eier zu Schaum geschlagen und mit gebackenem Zimt bestreut und übergiebt ihn mit der kochenden Milch. Nun stellt man die Suppe zum Erkalten an einen kühlen Ort. Sie schmeckt besonders an heißen Sommertagen sehr gut und erfrischend.